

Donnerstag, 19. Juni 2025, 13:43 Uhr

Besucher der Art Basel verirren sich auf den Münsterberg und entdecken in dieser Woche, da alles in Basel nach Kunst schreit, die kleine, aber feine Galerie. Etwa jener Francisco aus Spanien, den seine Freunde Paco nennen.

Paco ist ein gut erhaltener Mitfünfziger aus Madrid, der in Sevilla wohnt. Warum, habe ich zu fragen vergessen. Sein Haar ist grau und gelockt. Eine Pilotenbrille von Rayban steckt darin. Er sieht ein bisschen aus wie Michael Cretu um die Jahrtausendwende, nur fehlt das Spoilerelement (der frühe Michael Cretu hatte immer etwas von Autotuning, selbst wenn er sich nicht viel aus Autos macht). Paco in Poloshirt und ein Aftershave mit Macchianoten. Wildes Iberien. *Jamón, jamón.*

Er mache auch Kunst, sagt Paco, nachdem er die beiden Wände zackig abgeschritten ist und die Bilder gemustert hat.

Welche Art von Kunst?

Er schnippt über den Bildschirm seines Smartphones. Bilder flitzen vorbei.

„¡Todas estas fotos de viaje!“

All diese Reisebilder! Dazwischen findet er einzelne Bilder seiner Werke. Bilder aus einer Garage (in Sevilla?), in der große Collagen zwischen einem schwarzen und einem roten Sportwagen stehen.

Ist das ein Atelier oder ein Parkhaus? Beides? Ein Ferraristi, der auf Kunst abfährt, oder ein Künstler, der Ferrari fährt? Wer ist Paco? Einer, der von seiner Kunst leben kann? Oder ein weiterer Architekt, Gynäkologe oder Unternehmer, die *eigentlich* oder *überhaupt* und so weiter und jetzt einfach nur zur Entspannung Kunst macht, genauso,

wie er, je nach Lust und Laune, wochenends einen Sportwagen durch die Sierra de Grazalema treibt?

Kunst als Entspannung und Deko für den Rückzugsort von der bürgerlichen Karriereplackerei? In diesem Sinne: Wann werden Spa und Sauna als Kunstraum entdeckt? Rodins Figuren würden dazu passen, vor allen Dingen könnte sein Denker auch ganz einfach in einer finnischen Sauna bei 90° Celsius sitzen. Kunsthistoriker finden endlich heraus, dass er gar nicht denkt. Er schwitzt nur etwas.

Da ist sie schon, unsere Aufgussmeisterin.

„Hallo zusammen, ich bin die Tina. Heute habe ich euch etwas aus dem fernen Orient mitgebracht. Wir fangen mit Indian pepper an. Dann geht die Reise zum Maharadscha und zum Schluss gibt es indisches Patchouli. Wem's zu heiß wird, der kann jederzeit...“

Usw.

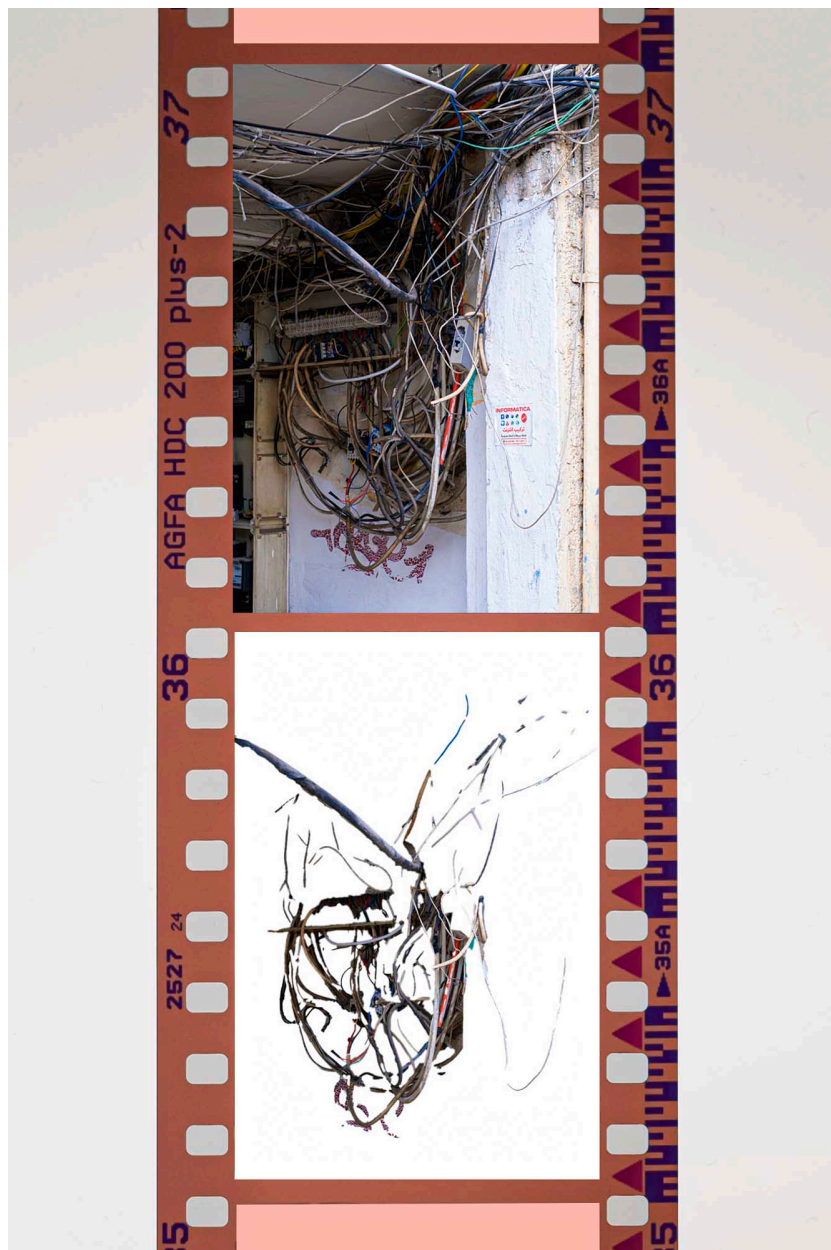
— — —

Im Libanon arbeitete ich zum ersten Mal mit einem gängigen Fotobearbeitungsprogramm. Ich stocherte mich durch die Funktionen. Ich hatte keine Ahnung, was ich tat. Das Programm ist zwischenzeitlich so weiterentwickelt worden, dass es auch die *intelligente Maschine* integriert.

(Man nennt sie anders. Aber für mich ist es immer noch eine Maschine, auch wenn sie Intelligenz produziert. Es ist immer noch ein Kasten, ein Apparat, der inzwischen das Laufen gelernt hat und etwas herstellt. Intelligenz in diesem Fall. Genauso gab es im griechischen Theater einen *deus ex machina*, der eine große, unerwartete Wendung einleitete, die sich inzwischen im Film auf einen einfachen Handyanruf beschränkt.)

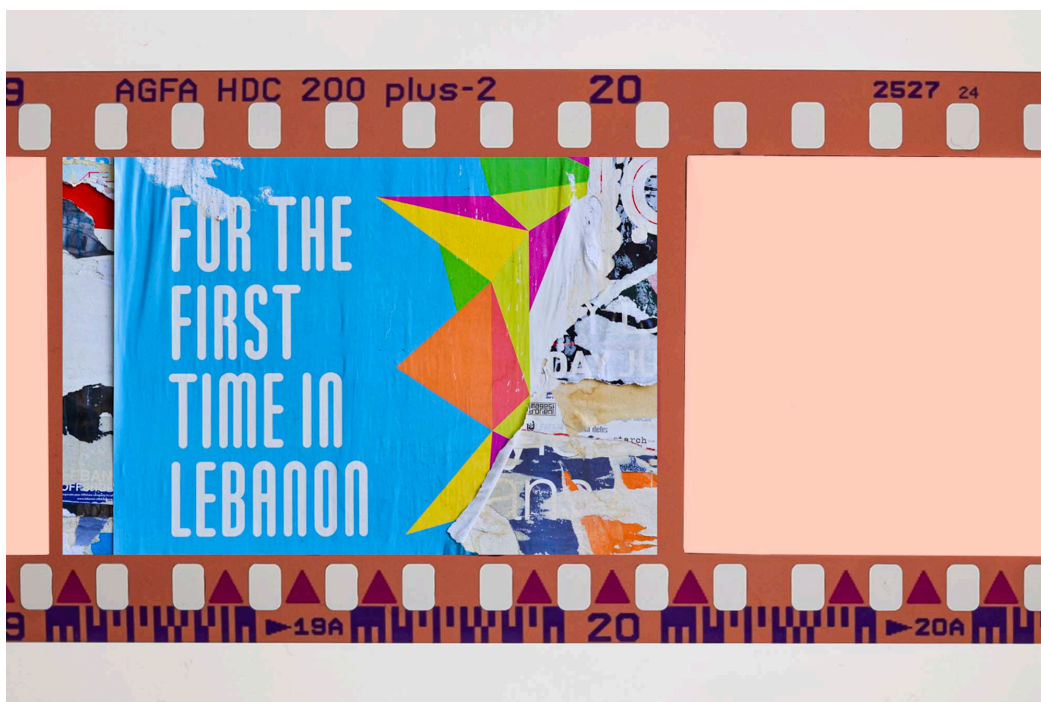
Ein wichtiges Argument des Softwareherstellers ist das Versprechen, dass das Programm nun auch problemlos störende Kabel von selbst erkennen, beseitigen und inhaltlich so kohärent ersetzen könne, dass der Eingriff nicht mehr zu erkennen sei.

Ich habe das Programm mit einem Bild aus Beirut gefüttert, wo ähnlich wie in Japan viele Kabel überirdisch verlaufen, wenn auch aus anderen Gründen.



An Beseitigung und inhaltlicher Ersetzung der Kabel scheiterte die intelligente Maschine genauso wie die libanesisische Regierung. Die intelligente Maschine hielt die Kabel für das eigentliche Motiv.

Die ersten Bilder aus dem Libanon stammen noch von einem Blackberry, dessen knubbelige Tasten und deren hellfrequentes Geknackse unter geschwinden Fingern damals noch etwas analoge Tiefe simulierten, ehe die Bildschirmswiperei sich vollends durchsetzte.



In Beirut war ich in einer Struktur aus Zeitkapseln gelandet. Es kam mir vor, als ob ich dort durch die Jahrzehnte meines Lebens lief. Als hätten sich hier Räume konserviert und wie Waben nebeneinander gelegt, in denen sich die mir vertrauten Dekaden angereichert hatten und deren Zeitgeist und Lebensgefühl ich wieder abrufen konnte, indem einfach nur zu Fuß diese Waben durchquerte.

Es gab da im Viertel Hamra einen Kofferhändler gegenüber der Amerikanischen Universität, der über dreißig Jahre alte, originalverpackte Samsonite-Hartschalenkoffer verkaufte. Sie waren unbenutzt, etwas angestaubt und rochen nach unbelüftetem Keller und darin gereiftem Hartplastik. Jeden Tag schloss der alte Mann sein Geschäft auf, saß dort herum und schloss das Geschäft abends wieder zu. Er rechnete nicht mit Kundschaft. Niemand kaufte seine Koffer. Es flogen ja auch keine Pan Am-Maschinen mehr nach Beirut. Hatte der Besitzer noch einen alten Mietvertrag? Auch wenn er keine Koffer mehr verkaufte, gab er das Geschäft nicht auf. Niemand konnte ihn, solange er lebte, aus seinem Koffergeschäft in Hamra vertreiben, um ein weiteres Gebäude plattzumachen und durch einen dieser Stahl-Glas-Pilze zu ersetzen, die sich überall aus den Vierteln der Stadt stemmten.



Die Wohnung lag in einem etwas heruntergekommenen Viertel Achrafieh, das Fassuah heißt. Ältere Männer und Frauen erschienen in Morgenmänteln und Morgenröcken auf den Balkonen, schauten auf die Straße, spuckten manchmal herunter und gingen wieder in die dunklen Wohnungen, aus denen Fernseherlicht flackerte.

Ob Fassuah in Achrafieh liegt oder wie Achrafieh ein eigenes Viertel bezeichnet, habe ich auch nach Jahren nicht verstanden. Viele, die in Fassuah lebten, sagten, sie würden in Achrafieh leben. Hier, in Beirut, klang das nach diesem Hügel, auf dem einmal Orangenbäume standen und, jemand erzählte das mit noch leicht singender, bereits brüchiger Stimme, die Großeltern das Fleisch zum Trocknen in den Garten hängten, weil hier oben auf dem Hügel Achrafiehs ein Meereswind wehte, der die Fliegen vertrieb.

Im Winter war die Wohnung kalt und nur mit Heizstrahlern und über einen dieser Zusatzgenerator heizbar, die in Beirut in jedem Viertel in den Hinterhöfen brummen. Große metallene Kästen, als Provisorium aufgebaut und wie so vieles in diesem Land durch viel Beziehungs- und Interessenfilz zum endgültigen Provisorium geworden. Sie brummen und geben einen hochfrequenten Ton von sich und stoßen eine feine Dieselschwade aus. Man kommt sich mitten im Viertel wie auf einem Kreuzschiff auf hoher See vor.

Die meisten Wohnungen des Viertels hängen über verschlungene Kabelstränge an den Generatoren. Man zahlt dem Concierge etwas und der organisiert den Anschluss. Wenn man fragt, wer hier an wem, und überhaupt: wie das alles miteinander zusammenhängt, bekommt man eine Antwort, die ähnlich verschlungen ist wie die

Wege der Kabel und nirgendwohin zu führen scheint. Überhaupt sind mäandernde Antworten eher die Regel als die Ausnahme.



Ein kartesianischer Geist würde vielleicht Absicht dahinter vermuten. *If you cannot convince them, confuse them*, nannte Harry S. Truman diese Taktik. Aber ist es überhaupt eine Taktik, oder hat man auf diesem Flecken levantinischer Erde nicht eher ein Gespür dafür,

dass Wirklichkeit etwas derartig Komplexes und ständig Wandelbares ist, dass sie sich bereits verändert hat, noch bevor man einen, beispielsweise diesen Satz beendet, sodass man sie entweder gnadenlos abschildert und immer weitererzählt, um ihren Veränderungen beizukommen, bis ein Gegenüber ermüdet abwinkt oder man selbst darüber einschläft. Oder man bemüht gleich eine Art von gefühlter Wahrheit, begleitet von der Geste eines theatralischen Hand-auf's-Herz, das sein gesangliches Pendant in einer Latino-Schnulze etwa aus dem Munde der Iglesias-Familie haben könnte. Was sich nur mit Sicherheit sagen lässt, ist, dass nichts bleibt, was und wie es ist. Dieses Land ist ein Land der Geschichtenerzähler, deren Dramaturgie eine Gunst der Minute ist.

In der Zwischenzeit schaltet man den ersten Heizstrahler an und schaut, ob es die Sicherungen heraushaut, wenn man jetzt noch einen Kaffee macht und dazu den Wasserkocher einschaltet. Ist das der Fall, so stimmt man die Aktionen entweder aufeinander ab oder kauft ein paar zusätzliche monatliche Ampere aus dem Generator, damit auch Parallelaktionen in der Wohnung stattfinden können.

So ist Beirut diese Ansammlung unterschiedlicher Viertel, die einen eigenen Dorfcharakter oder Dorfkern haben, der wiederum durch den höllischen Verkehr verloren geht, der alle miteinander verbindet. Jedes Viertel scheint in einem Jahrzehnt festzustecken. Läuft man von Viertel zu Viertel, begibt man sich auf eine Zeitreise. Je wohlhabender seine Bewohner sind, desto mehr gleicht die Architektur der Gebäude einer austauschbaren, westlich funktionalen und kühlen Architektur. Große Plakatwände der Bauinvestoren schirmen die Baustellen ab. Auf der der Öffentlichkeit

zugewandten Seite schauen schlanke, kinderlose Paare aus Lofts über das Meer. Rückseitig schuften und hausen dreidimensional unterbezahlte Gastarbeiter und Bürger-kriegsgeflüchtete aus dem benachbarten Syrien.

Warum sollte es hier anders sein?

Für Nostalgiker, die widerstrebend ihren Karl Mayschen *Orient* unter den Teppich kehren, wenn sie an Beirut oder doch eher an *Beyrouth* denken, gibt es die abgewetztere Viertel wie Fassouh, Geitawi, Basta oder im Großraum Beirut Bourj Hammoud, die vornehm auf Französisch *quartier populaire* genannt werden. Hier stehen gräulich oder sandfarben verwaschene Häusern mit müden, von der Wüstensonne ausgebleichenen Balkonsegeln aus den 60er oder 70er Jahren. Plötzlich tut sich ein Hinterhof auf, auf dessen Boden wie zum Stilleben angerichtet Zitrusfrüchte liegen oder ein Feigenbaum süßlich vor sich hinduftet, bevor ein Taxi unter Volllast auf Schleichwegen vorbeifährt und daran erinnert, dass das Wort *Verbrenner-Aus* nur eine Bedeutung für die wohlhabenden Länder des globalen Nordens hat.

Von Orient über Paris des Ostens, Demarkationsgrenze, Bürgerkriegszerstörung, raffgierig überdimensioniertem Wiederaufbau, der Parallelen mit der Stadtentwicklung in Berlin nach dem Mauerfall aufweist (weil Gier und Altherrenimmortalitätsgrößenwahn immer die gleichen Blaupausen liefern?), Müllkrise, Hafenexplosion und Staatsbankrott gibt es nichts, das Beirut erspart blieb und erspart bleiben wird.



„Beirut ist eine müde alte Dame,“ sagte eine libanesische Freundin.
„Es grenzt an ein Wunder, dass sie sich überhaupt noch auf den Beinen hält. Aber hat sie überhaupt die Wahl?“

Beirut ist ein Provisorium, das Zeitgeist und Zeitepochen konserviert, weil auch ein Provisorium Spuren hinterlässt, vielleicht deutlicher als jeder effizient gestaltete Raum, der nach Kriterien aufgeräumt zu

sein scheint, die dem Zufälligen oder Nutzlosen keinen Platz einräumen wollen.

Man selbst ist ein Provisorium. Man *könnte* hier alle anderen sein, würde wieder Fernando Pessoa (oder doch eher eines seiner Heteronyme) von Lissabon aus sagen.

Muss man in Beirut nicht zwangsläufig alle anderen sein?

Nicht als literarischer Kniff oder, einem Trend folgend, der psychiatrische Diagnosen metaphorisch für Gefühle moderner Zerissenheiten nutzt, an der Grenze zur Schizophrenie, sondern aus rein pragmatischen Gründen? Sich jeden Tag neu zu erfinden, ist Bürgerpflicht bei Staatsversagen.

Also ist man ab morgen Künstler: warum nicht?

Keiner, der hier in Beirut die Brille auf die Nasespitze rückt und mit strengem Blick über ihre Kante fragt, wie man sich das nach all den Jahren denn plötzlich so vorstelle: Künstler? Ob man da nicht etwas verwechsle: eine Nostalgie, eine Midlifecrisis mit einer kreativen Aus- und Weitergestaltung des Lebens in freundlichen Pastelltönen? Kunst käme nämlich von Können, nicht von Krise, und, wo wir schon einmal dabei wären, überhaupt:

Welche Ästhetik, welche Schule, welches Diplom, wie man's nach dem Briefmarken-Aus mit der Postmoderne halte, welche Meisterklasse, welche internationale Ausstellungen, welches Portfolio, welche Serie, welche Galerie, welches Konzept, welche Idee, all das und sowieso.

Die Reise geht aber noch weiter: auch die Künstlerexistenz ist womöglich nur Kunstgriff und Etappe.

Jemand erzählte in Beirut: Zu Zeiten des Bürgerkrieges mussten die Menschen, die nahe der Demarkationsgrenze wohnten, in Vermeidung der Scharfschützen in der zweigeteilten Stadt ständig den Weg zu Arbeit wechseln. Einmal führte er durch einen Friseursalon. Während vorne der Friseur schnippelte, lief durch den hinteren Bereich des Salons ein nicht abbreißender Fluss an Menschen. Vielleicht dudelte dazu ein Radio.

Man könnte statt Künstler auch Friseur werden, solange der Friseursalon nicht unter Beschuss gerät.

„Warum sind Sie Friseur geworden?“

„Eigentlich war ich Maler, hatte ein Studio in Badaro. Irgendwann war Endstation in einem Friseursalon, weil die Scharfschützen aus West-Beirut auf alles schossen, was sich danach bewegte. Der Friseur war der Nachbar eines Cousins meiner Mutter. Er hat gesagt: ‚Yalla, wenn du willst, bleib hier. Du kannst du hier anfangen.‘ Ich musste ja Geld verdienen.“

Alles ist hier miteinander vernetzt. Verkabelt.

Man kann, oder man muss alle anderen werden, um das eine Leben in Sicherheit zu bringen.

Als ich nach Beirut kam, fotografierte ich meistens mit einem Firmen-Blackberry. Ich war wie Paco, ein bisschen jünger. Ich hatte aber keine Sportwagen im Atelier parken und strenggenommen auch gar kein Atelier.

